

Theben liegt nicht im Rheinland - Zum 50. Todestag von Else Lasker-Schüler

In: Frankfurter Rundschau 21. 1. 1995

Am 22. Januar 1945 ist Else Lasker-Schüler in ihrem Exil in Jerusalem alt, arm und einsam gestorben; die Emigration ist für sie nicht zur wirklichen Heimkehr geworden. Aber auch von Deutschland, aus dem sie 1933 vertrieben wurde, hat sie nur noch den Kölner Karneval in lieber Erinnerung und von der Schweiz, ihrem ersten Exil, wartete sie nach ihrer Abreise 1939 vergeblich auf ein Visa zur Wiedereinreise. Die Heimatlosigkeit der "Verscheuchten", die sie in einem ihrer letzten Gedichte noch poetisch zu fassen versucht hat, ist existenziell und bleibt für die Rezeption ihres Werks bis heute eine kaum relativierbare Herausforderung.

1919 bittet Kurt Pinthus Else Lasker-Schüler um eine Kurzbiographie zum Abdruck ihrer Gedichte in der von ihm herausgegebenen Lyrikanthologie "Menschheitsdämmerung". Was er erhält von der damals fünfzigjährigen Dichterin, lautet dann so:

"Ich bin in Theben (Aegypten) geboren, wenn ich auch in Elberfeld zur Welt kam im Rheinland. Ich ging bis elf Jahre zur Schule, wurde Robinson, lebte fünf Jahre im Morgenland und seit dem vegetiere ich."

Immer hat Lasker-Schüler ihre Biographie mit phantastischen Legenden umgarnt, Orte verwechselt, Daten gefälscht, sich märchenhafte Namen gegeben: sie war Jussuf, der Prinz von Theben, Tino von Bagdad, der schwarze Schwan, Robinson, der Indianer Blauer Jaguar. Sie zählte tausend oder zwei Jahre, war bald männlich, bald weiblich, von dieser Welt oder auch nicht. Selbst der eigene Tod, den sie mit dem Tod Jussufs am Ende ihres Malikromans in die Dichtung hineingenommen hat, wurde zum Spieleinsatz in ihren autobiographischen Schriften und Briefen:

"Hänge mich oft in der Nacht auf, kann nur in der Früh den Baum nicht wiederfinden.-- Bitte verraten Sie mein Pech nicht, ich möchte lieber Ziegenhirt sein als ein bemitleideter Prinz von Theben."

Die Fiktionalisierung der eigenen Biographie reicht so weit, dass der Name Else Lasker-Schüler schon fast selbst für eine Legende steht. Die unzähligen Selbststilisierungen, mit welchen sie ihre Kritiker und Freunde genarrt hat, die legendären Schleier, in die sie sich gehüllt hat, sind allerdings nicht ohne Konsequenz geblieben für die Rezeption ihres Werks und ihrer Vita. Denn Legenden entstehen um den Preis, dass die konkrete Geschichte in ihnen verschwindet. So konnte die Erinnerung an die 1933 von den Nazis aus dem Land Vertriebene in Deutschland schnell zur anekdotischen Reminiszenz gerinnen. Etwa in Gottfried Benns Rede auf Else Lasker-Schüler aus dem Jahr 1952:

"Frau Else Lasker-Schüler wohnte damals (d.h.1912, S.H.) in Halensee in einem möblierten Zimmer, und seitdem, bis zu ihrem Tode, hat sie nie mehr eine eigene Wohnung gehabt, immer nur enge Kammern, vollgestopft mit Spielzeug, Puppen, Tieren, lauter Krimskrams. Sie war klein, damals knabenhaft schlank, hatte pechschwarze Haare, kurz geschnitten, was zu der Zeit noch selten war, grosse rabenschwarze bewegliche Augen mit einem ausweichenden, unerklärlichen Blick. Man konnte weder damals noch später mit ihr über die Strasse gehen, ohne dass alle Welt stillstand und ihr nachsah: extravagante weite Röcke oder Hosen, unmögliche Obergewänder, Hals und Arme behängt mit auffallendem, unechtem Schmuck, Ketten, Ohrringen, Talmiringen an den Fingern, und da sie sich unaufhörlich die Haarsträhnen aus der Stirn strich, waren diese, man muss schon sagen sagen: Dienstmädchenringe immer in aller Blickpunkt. Sie ass nie regelmässig, sie ass sehr wenig, oft lebte sie wochenlang von Nüssen und Obst. Sie schlief oft auf Bänken, und sie war immer arm in allen Lebenslagen und zu allen Zeiten. Das war der Prinz von Theben, Jussuf, Tino von Bagdad, der schwarze Schwan."

Sieben Jahre nach 1945 also kann der "grosse" deutsche Dichter Benn dieses märchenhafte Bild des kleinen, immer armen, immer heimatlosen Mädchens heraufbeschwören und darin die historischen Daten 1933 (Flucht aus Deutschland), 1939 (letzte Emigration nach Jerusalem), 1945 (Tod), Daten, die das phantastische Leben wie entzündete Mahnmale der Realgeschichte schneiden, verschwinden lassen. Dass Benn sich mit beispielhafter historischer Vergesslichkeit über diese Daten hinwegsetzen kann, um sich liebevoll-belustigt an "Krimskrams" und "Dienstmädchenringe" zu erinnern, hat seine Logik. Denn der nächste Satz seiner Rede lautet: "Und dies war die grösste Lyrikerin, die Deutschland je hatte." Ging sie in Deutschland also 1933 - gleichsam unter rätselhaften Umständen verloren -,

muss sie 1952 umso emphatischer wieder eingemeindet werden -
"die Deutschland je hatte."

Zwischen Heimkehr und Ausgrenzung

Die Verortung bzw. Eingemeindung der Exildichterin in die Literaturgeschichte ist ein Problem, das die Nachkriegsrezeption ihres Werks entscheidend konturiert. Die letzte kritische Darstellung dieser Rezeptionsgeschichte gibt Jakob Hessings Untersuchung von 1993. Sein Anliegen, die mythisierende Tendenz der Lasker-Schüler-Rezeption im Nachkriegsdeutschland als Bestandteil einer Verdrängung von historischer Wirklichkeit zu sehen, ist auch eine zum Teil wohl berechnete Absage an die die Nachkriegsgermanistik beherrschende Methode der Werkimmanenz mit ihrer Ausblendung historischer Fakten. Wenn Hessing die Rezeptionsgeschichte von Lasker-Schüler allerdings als Exempel nimmt für eine deutsch-jüdische Historiographie, um die jüdische Dichterin durch eine scharfe Trennung von literarischer Selbstdarstellung und realer Biographie im historisch-konkreten Judentum zu verankern, wird wiederum eine fragwürdige Eingemeindung vorgenommen. Eine Eingemeindung oder "Heimkehr", die die Brüchigkeit ihres literarischen "Judentums" zudeckt. Denn jede Verortung, sei es in eine jüdische, eine katholische oder in eine deutsche Gemeinde übersieht die Konfliktualität, die eine Lektüre von Lasker-Schülers Texten selbst mit sich bringt.

Else Lasker-Schüler hat in ihrer Poetik jüdische Traditionen ebenso verwendet - im Sinne von verdreht - wie christliche Mythen, orientalische Geschichten und moderne Märchen. In eigensinnigen Wendungen tauchen bei ihr Traditionssplitter aus der Thora und der Kabbala auf, die zwar an eine jüdische Texttradition erinnern, diese aber nicht restituieren. Wenn sie etwa in ihren Handschriften die Buchstaben regelmässig mit Sternen und Monden verziert, erinnert sie zwar an eine kabbalistische Buchstabenmystik, in der die Buchstaben der Thora mit Krönchen und Häkchen verziert werden, durch die Erweiterung zu einer kosmischen Emblematisierung fügt sie aber im gleichen Zug der Verbindung von Schrift und Bild einen Eigensinn bei, mit dem sie die alte Tradition selbst maskiert und also fremd macht.

Nicht von ungefähr kam es zum Streit zwischen ihr und dem "angesehenen kabbalistischen Gelehrten" Scholem, den sie 1934, bei ihrem ersten Aufenthalt in Jerusalem, aufsucht, um mit ihm über die Kabbala zu diskutieren. Ueber ihre Begegnung notiert sie im "Hebräerland": Scholem bemühe sich, "mit dem Gifte der Logik" die Legenden des heiligen Israel zu "enthimmeln", den Papyrus zu entwurzeln: "'Das Wunder', sage ich, 'mit Schulmeisterlogik zu verehelichen, ergebe eine

Mésalliance.'Ich schob ungehalten ab.'" Die Mésalliance allerdings ist beidseitig; in einem Brief an Benjamin schreibt Scholem über diese Begegnung:

"Als letzter Gast ist zur Zeit in Palästina, wie ich Dir vielleicht schon schrieb, Else Lasker-Schüler. Eine Ruine, in der der Wahnsinn weniger haust als gespenstert."

Nichts von einem "religiösen Disput" also, wie sie ihn schildert, nur "Wahnsinn" kann der jüdische Gelehrte Else Lasker-Schüler mit ihrer poetischen Verwendung der jüdischen Legenden attestieren. Und auch Kafka, ein anderer jüdischer Zeitgenosse, vermochte sich zu einem früheren Zeitpunkt gegenüber den Texten der Lasker-Schüler nicht anders zu äussern:

"Ich kann ihre Gedichte nicht leiden, ich fühle bei ihnen nichts als Langeweile über ihre Leere und Widerwillen wegen des künstlichen Aufwandes. Auch ihre Prosa ist mir lästig aus den gleichen Gründen, es arbeitet darin das wahllos zuckende Hirn einer überspannten Großstädeterin..."

Kafkas Angriff auf das "Hirn" der Dichterin ist dabei nicht einmal originell, wurde doch ihr Gedicht "Leise sagen" bereits 1910 von der offiziellen Literaturkritik mit der Diagnose "vollständige Gehirnerweichung" dem Spott der bürgerlichen Leser der Hamburger Zeitung ausgesetzt. Vor dem Hintergrund solcher Stigmatisierung muss jede "Heimkehr", auch die in die jüdische Gemeinde, zumindest als problematisch erscheinen.

Bemühungen um eine Entmythisierung

Die Stigmatisierung von Else Lasker-Schülers Werk und Person als geisteskrank kann nicht nur als Voraussetzung gesehen werden für die spätere Mythisierung - sie ist gewissermassen nur die Kehrseite davon - sondern auch für die Bemühungen der Forschung und der Nachlassverwaltung um das "*unzerstörte* Bild" (Ernst Ginsberg) der Dichterin. Der Entschluss aber zum 'unzerstörten Bild' einer Person in ihrem Werk führt zu eben jener Selektion und Zensur der vorhandenen Texte, wie sie Ende der fünfziger Jahre bei der Edition ihrer 'Geammelten Werke' - als gegenwärtig einziger Gesamtausgabe von Lasker-Schülers Texten - im katholischen Kösel-Verlag München vorgenommen wurde. Ediert sind heute nur erst 60 Prozent ihrer Texte, die philologische Qualität ist, was die Berücksichtigung der Varianten und der Textchronologie angeht, äusserst schlecht, in der zweibändigen Briefausgabe sind ganze Briefe und Briefpassagen weggekürzt worden, und die Ausgabe enthält keinerlei Anmerkungen. Das wird sich mit der jetzt entstehenden kritischen Gesamtausgabe der Texte ändern: zum 50. Todestag soll dieses Jahr der erste von elf Bänden

erscheinen, die in einer Zusammenarbeit von zwei Forschergruppen in Wuppertal und Jerusalem herausgegeben werden und zu der sich der Jüdische Verlag bei Suhrkamp die Rechte erworben hat. Mit sechs Briefbänden (!), einem Band mit Zeichnungen und verstreuten Schriften wird damit erstmals eine Uebersicht über die tatsächliche Breite von Lasker-Schülers künstlerischer Produktion möglich. Erst diese sorgfältige philologische Bereitstellung der Texte ermöglicht eine Entmythisierung der Person, die nicht zugleich eine Normalisierung und Begradigung der Texte anstrebt.

Literarisches Nomadentum

"Ich habe mir nie ein System gemacht, wie es kluge Frauen tun, nie eine Weltanschauung mir irgendwo befestigt, wie es noch klügere Männer tun, nicht eine Arche habe ich mir gezimmert. Ich bin ungebunden, überall liegt ein Wort von mir, überall kam ein Wort von mir..."

Else Lasker-Schülers Texte ernst nehmen heisst, sie als Zeugnisse eines literarischen Nomadentums zu lesen: ohne Weltanschauung, mit hier und da herumliegenden Worten sind sie ebenso konsequent *zwischen* Traditionen, Nationen und Religionen geschrieben wie zwischen den Gattungen. Denn Nomadin, im Sinne einer "Teilhabe ohne Zugehörigkeit" (Derrida), ist sie auch in ihrer Verwendung der Genres. Viele hätten es wie Benn am liebsten bei der "Lyrikerin" Else Lasker-Schüler belassen, die autobiographische Prosa hingenommen, die Dramen als missglückt verabschiedet und die Briefe unterschlagen. Doch so einfach ist es Gott sei Dank nicht. Lasker-Schüler hat sich nicht nur in allen Genres bewegt, sie hat die Gattungen auch unbekümmert um Gattungsgesetze gemischt. Indem sie ihre Prosa in Briefform abfasst, ihre Briefe mit Zeichnungen oder Schriftbildern vermischt, ihre Lyrik in exotischem Kostüm aufführt, das heisst: dramatisiert, ihre Dramatik dagegen "schreitende Lyrik" nennt, neigen alle ihre Texte dazu, das Genre zu verlassen - und dabei eigene Genres zu erfinden. So meint sie von ihrem ersten Drama "Die Wupper" sie seien "nicht kurzweg ein Märchen oder ein Schauspiel oder ein Drama [...] höchstens eine Stadtballade mit rauchenden Schornsteinen", erfindet sich also eine neue Gattung neben den bestehenden - hier als Teilhabe an der höchsten aller Gattungen, dem Drama, die ohne Zugehörigkeit bleibt.

IchundIch - Drama der verwundbaren Subjektivität

Von den drei Schauspielen, die Else Lasker-Schüler verfasst hat, ist die "theatralische Tragödie" *IchundIch* die umstrittenste. Sie entstand 1940/41 in Jerusalem, wurde lange als Zeugnis geistiger Umnachtung der alten Dichterin taxiert und blieb - um das Bild der Lyrikerin nicht zu schänden (so Ernst Ginsberg 1961) - bis 1980 aus der offiziellen Edition verbannt. Dabei wurde das Missglückte dieses in mancherlei Hinsicht ungeheuren Nachlassschauspiels meist formal begründet, ohne Rücksicht darauf, dass seine formale Fragilität im Zusammenhang steht mit stofflichen Gewicht, die das Stück auf die "Herzenbühne" der Dichterin bringt - um daran zu zerbrechen. Denn ausgerechnet dieses Drama, dessen Voraussetzung wie schon der sonderbare Titel anzeigt, eine aufgefächerte Subjektivität ist, versucht als eines der ersten Dramen überhaupt die deutsche Katastrophe des Naziterrors zu bewältigen - als dramatischer Höhepunkt werden darin Göring, Goebbels, Hess, Hitler und ein ganzes Soldatenheer, das in der Hölle anrückt, um über das Petrol-Monopol zur Durchsetzung des Endsiegs zu verhandeln, von Mephisto und Faust empfangen und in einem Lavastrom versenkt. Der Einfall wirkt auf den ersten Blick kindlich und tatsächlich hat das Theater Lasker-Schülers in manchem die Züge eines Kindertheaters. Doch reicht genau das Prädikat der Kindlichkeit - das im übrigen dem ganzen Werk Lasker-Schülers immer wieder verharmlosende Deutungen eingebracht hat - nicht aus, um das Stück abzuqualifizieren. Denn gerade weil die kindliche Geste die bühnengerechte Objektivierung des Stoffes im Dienst der Repräsentation verweigert, entzieht sie dem Theater die Macht

der Darstellung dessen, was vom subjektiven Standpunkt aus nicht vorstellbar sein kann. Das Grauen des politischen Geschehens wird darum aber nicht vermindert: mit seinem dramatisch unbewältigten und unbegriffenen Stoff mahnt das Stück noch immer daran, dass die politische Gewalt des "Welt-Theaters" nicht so ohne weiteres Platz nehmen kann auf der Bühne des Ich-Theaters und das ist - gerade angesichts der problemlosen Inszenierung und Integration von Gewalt in heutigen Kino- und Theatersälen - auch gut so.

In Lasker-Schülers subjektiver Dramatik und Dichtung spielt sich immer leise das Drama einer radikal offenen und deshalb verwundbaren Subjektivität ab, einer Subjektivität, die so besessen ist vom Andern, dass sie sich bisweilen in ihm verliert. Wie sie in ihrem Briefroman "Mein Herz" schreibt:

"... ich habe den Menschen nie anders empfunden als einen Rahmen, in den ich mich stellte; manchmal, ehrlich gesagt, verlor ich mich in ihm..."

Wenn dieser Rahmen nun aber die Dramaturgie des Massenmordes ist, wie in "IchundIch", verliert sie sich nicht nur darin, sondern stirbt daran - es ist also nur konsequent, dass die Dichterin, die als Spielfigur selbst auf ihre "Herzenbühne" tritt, unter den borenden Fragen des Theaterkritikers im letzten Akt wegstirbt. Auch das ist wieder kindlich, es ist aber mindestens so befremdlich. Mit ihrer kontinuierlichen Vertauschung von Werk, Person und Figur, von Textaussen und Textinnen, von Alter und Geschlecht, mit ihren fingierten Traditionen und Maskeraden, aber auch mit ihrem altertümlichen poetischen Gut, das ihre Texte an die Gestade der modernen Lyrik heranspülen (das Herz, die Sterne, das Blut, das Gold, die Nächte und Himmel), war Else Lasker-Schülers Werk fremd in seiner Gegenwart und gleichzeitig getrennt von jedem positiven Ursprungswert der Vergangenheit. Sie bleiben nomadisch, wenn das Nomadische (wie das Jüdische) das ist, was jenseits aller Legendenbildung die Forderung nach Fremdheit in Erinnerung ruft. In dieser Forderung liegt das Vermächtnis von Else Lasker-Schüler, dem Prinz von Theben, der Prinzessin von Bagdad, dem Indianer aus dem Rheinland - für 1995 und darüber hinaus.